

## 2 Im Schutz der Community

Denn eine Community, wie hier die der queeren Subkultur, erfüllt die paradoxe Aufgabe, die Bedürfnisse nach Einzigartigkeit und Individualität als auch nach Zugehörigkeit und Eingebundenheit gleichzeitig zu bedienen.

»Die Gemeinschaft – ethisch, religiös, politisch oder sonstwie – wird als die unheimliche Mischung aus Differenz und Kumpanei gedacht, als eine Einmaligkeit, für die man nicht mit Einsamkeit zahlen muß, als eine Kontingenz mit Wurzeln, als Freiheit mit Sicherheit: ihr Bild, ihre Verlockung sind ebenso widersinnig wie jene Welt der universalen Ambivalenz, aus der sie – hofft man – eine Zuflucht bietet.« (Bauman 1992: 301),

so schreibt Bauman über die Bedeutung postmoderner Gemeinschaft. Auch im Feld erscheint die Ausübung der sportiven Körperarbeit im Rahmen von subkultureller Community-Aktivität als ein Ausweg aus der grundlegenden Ambivalenz, die dem Selbst-Empowerment durch Sport und Körperformung innewohnt. Findet Körperarbeit im Kontext der Community-Aktivität statt, ist sie klar dem Pol der Selbstbestimmung zuzuordnen und eindeutig von Normunterwerfung zu unterscheiden. Darüber hinaus verspricht der Safe(r) Space der Gruppe die Freiheit der individuellen Selbstentfaltung bei gleichzeitiger Sicherheit vor der Konfrontation mit abwertenden Werten und Normen.

So wirbt The Queer Gym: »Workout without the homophobia, transphobia, and body shaming. There are no mirrors and no gym creepers, just a supportive community of happy, healthy homos.« (thequeergym) Hier wird besonders deutlich, wie ein sportiver queerer Schutzraum zum einen durch materielle Anordnungspraktiken, wie hier das Vermeiden von Spiegeln, oder auch die Organisation von Umkleieräumen (Kap. III.2) geschaffen wird, ebenso durch die Anordnung von bestimmten Menschen (no gym creepers<sup>6</sup>, andernorts keine cis Männer), was zusammen einen Raum ohne Homo- und Transphobie und ohne Körperabwertung – einen Schutzraum oder Safe(r) Space – ergeben soll. Vor allem aber wird hier auch die Formung einer »supportive community« betont. Auch im Interviewmaterial dieser Studie finden sich regelmäßig Verweise auf die Bedeutung des Trainings als Gruppenaktivität, mitunter in direkter Abgrenzung zum Training im Fitnessstudio. Das Trainieren in der Gruppe dient auch explizit zur Schaffung des Safe(r) Space, in dem bestimmte Werte und Normen anders als in konventionellen Sporträumen kultiviert werden können. So ist nicht nur wichtig, wer *nicht* am Training partizipiert (gegebenenfalls cis Männer), sondern auch, dass eine gewisse geteilte Erfahrung und Selbstverortung unter den Anwesenden vorausgesetzt wird. Das

6 Mit gym creeper werden Menschen, zumeist Männer bezeichnet, die das Fitnessstudio dazu nutzen, um andere, meist Frauen, in sexueller Absicht zu beobachten und zu belästigen.

wurde bereits in der Auseinandersetzung mit den Selbstdarstellungen im Werbematerial deutlich (Kap. III.1), zeigt sich aber auch in den Interviewmaterialien, beispielsweise bei Anika:

»Ich denke, dass viele Menschen in der Gruppe sind, die die Erfahrung gemacht haben, irgendner Normierung nicht zu entsprechen, Diskriminierungserfahrung haben und wissen, wie das ist, wie es sich anfühlt, diskriminiert zu werden und dementsprechend auch ne gewisse (.) Sensibilität haben im Umgang mit anderen Leuten.« (Interview Anika)

Durch alle Kapitel zieht sich eine Konstitution als Community über die Formulierung eines gemeinsamen Leidens an hegemonialen Körpernormen und die gleichzeitige glorifizierende Fokussierung auf eine emotionale Autonomie von diesen. Damit einher gehen widersprüchliche Konzepte von Offenheit und Freiheit sowie Schutz und Sicherheit als Leitprinzipien der Gestaltung der eigenen Schutz- wie Freiräume (Ommert 2016). Über eine vorausgesetzte gemeinsame Erfahrung der Diskriminierung wird kollektive Sensibilität konstruiert und dadurch ein gewisses Sicherheitsgefühl generiert.

Dabei bleibt die Bildung des Schutzraums nicht immer auf die eigenen Trainingsräume begrenzt. Es handelt sich beim Safe(r) Space um einen abstrakten Raum, der stets temporär durch die Anwesenden erzeugt wird und daher auch »transportfähig« ist und zum Beispiel auch im öffentlichen Raum errichtet werden kann. So beschreibt Valerie die Trainings ihrer schwul-lesbischen Sportgruppe, die im Sommer oft draußen im Park stattfinden:

»Na klar, das is auf einmal nicht mehr der geschützte Raum, den du vorher in der Turnhalle hattest ne. [...] Ich find das super, dass wir auch so auch nach außen gehen. [...] Is n gutes Gefühl. [...] Nee aber find ich gut, dass wir da nicht so die Hemmungen haben, sondern einfach sagen: Ja wir gehen auch raus und machen das draußen. Weil (.) bei irgendjemandem aus der Gruppe merkt man das IMMER, an irgendner Attitude sag ich mal, dass derjenige vielleicht schwul oder lesbisch ist. Und klar, kann auch immer was Blödes von außen kommen, man weiß ja nicht, was passiert. Aber die Gruppe is ja dann auch stark.« (Interview Valerie)

Trotz der potenziellen Gefahr homophober Angriffe eignet sich die Gruppe den öffentlichen Raum an, da sie »als Gruppe« stark ist. Ähnliche Aussagen finden sich rund um die Partizipation an einem Extrem-Hindernislauf einer anderen Trainingsgruppe (siehe Kap. III.3.3). Auch hier beschreibt Alex den Reiz der Teilnahme an einem für ihn eigentlich inakzeptablen, weil »krass heteronormativ[en], also so KRASS männlich[en]« (Interview Alex) Event, darin diesen »zu queeren und da mitzumachen und dem da irgendwie auch so subversiv was entgegenzusetzen. [...] Das funktioniert für mich aber nur in ner Gruppe, also in nem Team, in dem ich mich wohl fühle.« (Interview Alex) Die Gruppe dient also auch als Erweiterung

der Handlungs- und Raumaneignungsspielräume, da es (nur) durch die Gruppe möglich ist, sich den öffentlichen Raum sowie männlich dominierte Sportveranstaltungen zu erschließen.

Die Gruppe bietet also idealtypisch durch eine gemeinsame Erfahrungs- und Einstellungsgrundlage eine *Sicherheit im Innern* vor der Konfrontation mit ungewünschten Werten und Normen, sowie eine *Sicherheit vor einem Außen*, gegen das sich gemeinsam mehr oder weniger explizit abgesichert und verteidigt werden kann. Dabei wird diese Politik des abgeschlossenen Schutzraums in der queeren Sportszene generell (Carter/Baliko 2017; Elling/de Knop/Knoppers 2003; BUNT 2019) sowie von einigen Teilnehmenden dieser Studie auch selbst kritisch gesehen. So sagt Anika:

»EIGENTLICH, das ist halt der Anspruch, den ich halt hab, das wär eher was gegen diese Normierung zu machen, gesamtgesellschaftlich. Weil dann könnten sich auch Sportgruppen bilden, die diverser sind in Führungsstrichen und niemand fühlt sich blöd in der Gruppe. Das wär eigentlich so mein Ziel. Weil ich find's eigentlich auch blöd, wenn man immer für jede Deprivilegierung extra ne eigene Gruppe aufmachen muss irgendwie nur weil halt die Gemeingesellschaft nicht klar kommt mit diesen ganzen Normierungen.« (Interview Anika)

Daneben erfüllt die subkulturell homogene Gruppe mitunter auch die Rolle einer Art ›Erziehungsinstanz‹, die die Arbeit am eigenen Denken und Fühlen unterstützt. Wie in Kap. III.4 dargestellt, begrüßt Sascha es, dass er von der Gruppe »auf den Deckel bekommt« (Interview Sascha), wenn er Abnehmwünsche äußert und die Gruppe diese offen ablehnt (siehe III.4.1). Die Gruppe dient ganz explizit und praktisch mittels direkter Sanktion der Durchsetzung gemeinschaftsbildender Werte und Normen, inklusive Gefühlsnormen in Bezug auf ästhetische Körperurteile und eigene Körperideale.

Allerdings produziert die queere, wie jede, Community damit unweigerlich auch ihre affect aliens (Ahmed 2010a; vgl. Carter/Baliko 2017), also Ausschlüsse und Befremdungen derer, die nicht ›richtig‹ empfinden, beispielsweise in Bezug auf ihre Ablehnung von hegemonialen Schönheitsnormen, in der Umkleidekabine (siehe Kap. III.2.4) oder, wie in Kap. III.4.3 am Beispiel von Jannis deutlich wurde, wenn sie nicht den nötigen Spaß am Gruppentraining entwickeln können.

So partizipiert auch Lu gar nicht (mehr) an queeren oder feministischen Szene-Sportgruppen, und zwar explizit nicht. Sie berichtet von ihrer Erfahrung in einer feministischen Sportgruppe, wo ein ›spaßiges‹ Trainingselement für sie nicht lustig, sondern sehr unangenehm war (siehe III.3.1):

»Sag ich: ›Ja hallo, ich hab Issues damit!‹, oder also geb ich mir die Blöße oder nicht? Und in sonem Kontext hätt ich mir/Also da würde es mir im Crossfitstudio wesentlich leichter fallen. Da würd ich einfach sagen: ›Ne, sowas mach ich nicht.«

Ja, oder: ›Nee das is nicht mein Ding.« Aber da hätt ich dis Gefühl – und das mein ich mit [...] als obs son gemeinsames ›Es ist ja alles gut hier unter uns‹-Haube ja – wenns die so gibt, dass ichs da so schwierig finde zu sagen: Nee is vielleicht doch nicht so gut oder ich will das aber doch nicht.« (Interview Lu)

Lu beschreibt damit das Gefühl eines Gruppendrucks, der durch eine Selbst-Setzung als Community, in ihrem Fall als »WIR FRAUEN« (Interview Lu) und »Ja wir sind ja alles Frauen, das geht ja voll.« (Interview Lu) entsteht. Im Kontrast dazu erlebt sie konventionelle Crossfitstudios durch ihre Service-Orientierung wesentlich entgegenkommender. Sie hat im kommerziellen Fitnesssport, vor allem auch im Einzel-Training bei einer Personal Trainerin (siehe III. 3.2) ihren Modus gefunden, der ihr gerade durch die soziale Situation einer kommerziellen Beziehung ohne subkulturelle Moralität erlaubt, ihre Grenzen in körperlicher und mentaler Hinsicht, klar zu behaupten. Die Szene-Community war in ihrem Fall, ähnlich wie im Beispiel von Jannis, explizit *nicht* der Raum, in welchem individuelle Bedürfnisse und Empfindungen Platz hatten, wenngleich zentrales Element der Selbstbeschreibung der queeren Sporträume die Betonung der Anerkennung und Wertschätzung von Individualität und Vielfalt ist.